DIE LUNGEN SCHWIMMPROBE

VERTEIDIGUNG *EINER* JUNGEN *FRAU* *DIE* DES *KINDSMORDS* BEZICHTIGT WURDE

TORE RENBERG

ROMAN | LUCHTERHAND

Erzählt
nach wahren
Begebenheiten.

*

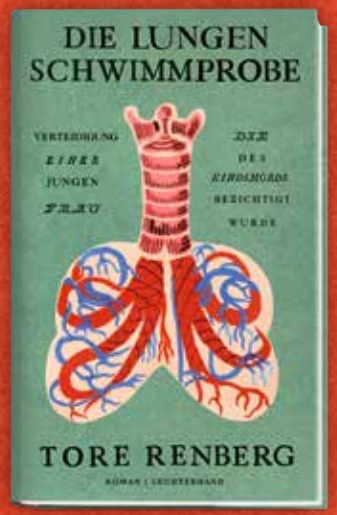
Ein packender
historischer Roman,
der im barocken
Leipzig spielt.

*

Über das Zusammenprallen
zweier Welten: die Ausläufer
des *Mittelalters* treffen auf
die ersten Ansätze der frühen
Aufklärung, dies alles
vor dem dramatischen
Hintergrund einer barocken
Lebenswelt.

LEIPZIG,
IM JAHRE 1681:

Die junge Anna wird
des *Kindsmords* bezichtigt.
Ihr droht der Tod, wie so
vielen Frauen in dieser Zeit.
Kann sie gerettet werden –
den herrschenden
Verhältnissen zum Trotz?



Elsterflusskanal (Karte über Wasserwege und Flüsse), © Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inventarnr.: Mü 1/33

Von einem der *populärsten* und *erfolgreichsten* Autoren Norwegens

*

Erzählt nach *wahren Begebenheiten*

*

Gastland Norwegen auf der Leipziger Buchmesse
im Frühjahr 2025

*

Große Presse- und Lesereise ab Herbst 2024
(Autor spricht deutsch)

Packendes MARKETING für den SPITZENTITEL *im Herbst 2024*

© shutterstock

Anzeigen-Kampagne
im Kulturumfeld

in Tages- und Wochenzeitungen

Reichweitenstarke Onlinewerbung

Rezensionskampagne
Banner-Kampagne
Google-Ads
YouTube-Ads
Amazon-Ads
Digitales Werbepaket

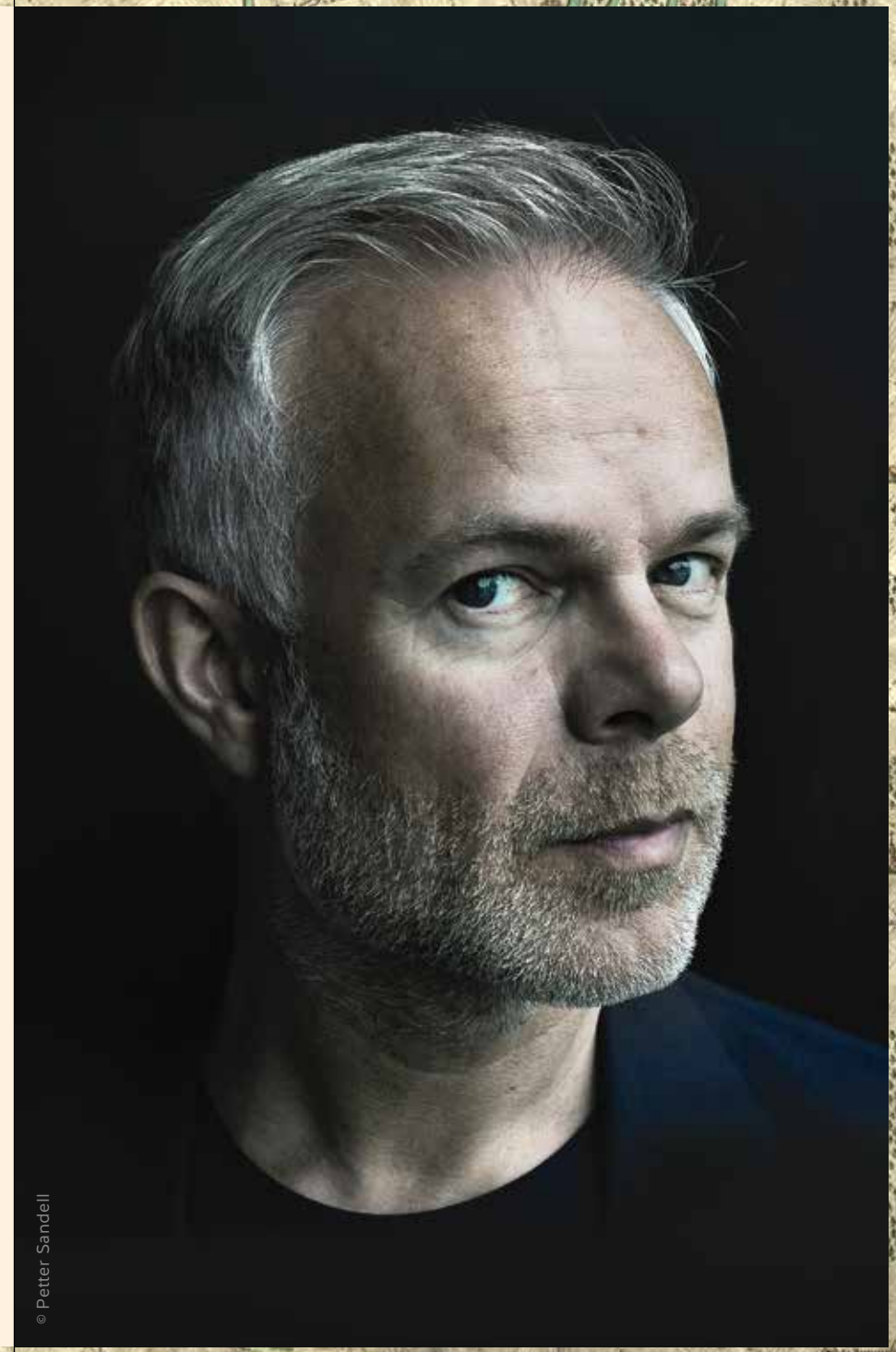
Google Ads

amazon ads

TORE RENBERG

(geb. 1972) nimmt in der norwegischen Literatur einen außergewöhnlichen Platz ein, da sein literarisches Werk eine große Spannbreite umfasst. Er ist einer von Norwegens populärsten und erfolgreichsten Autoren, vielfach preisgekrönt, seine Bücher erscheinen in 23 Ländern.

Die Lungenschwimmprobe ist sein erster historischer Roman, für den er vor Ort in Leipzig akribisch recherchiert hat.



© Petter Sandell

Elsterflusskanal (Karte über Wasserwege und Flüsse), © Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inventarnr.: Mü 1/33

Ein Gespräch mit Tore Renberg am Fjord: über das barocke Leipzig und eine Geschichte aus der Rechtsmedizin, die bis in die Gegenwart reicht

© Petter Sandell

Wie bist du als norwegischer Autor überhaupt auf diese sehr deutsche Geschichte gekommen?

Dafür müssen wir in den Januar 2018 zurückgehen. Ich war damals mit den Recherchen für ein Theaterstück beschäftigt und hospitierte in der Pathologie unseres hiesigen Krankenhauses. Dort traf ich einen Autopsie-Techniker, der meinte: Warum schaust du nicht in dieses Buch über Gerichtsmedizin, um dir einen Überblick über unsere Arbeit zu verschaffen. Prima Idee! Ich nahm das Buch mit nach Hause, und auf der ersten Seite stand: Bis heute ist es üblich, die Geburt der modernen Rechtsmedizin auf das Jahr 1681 zu datieren, als ein deutscher Arzt namens Johannes Schreyer die Lungenschwimmprobe durchführte, um herauszufinden, ob ein Säugling vor oder nach der Geburt gestorben war und dadurch schließlich das Leben eines fünfzehnjährigen Mädchens rettete.

Ich schauderte. Die Geburt der modernen Rechtsmedizin, was für ein seltsames und poetisches Wort: die Lungenschwimmprobe – und diese Geschichte:
Das Leben eines Mädchens, das gerettet wird. Ich fing sofort an zu googeln, aber die

Informationen waren spärlich. Ich fand ein paar Artikel über den Test und einige sehr vage Informationen über das Mädchen, die *sächsische* Tochter eines *Gutsherren* in Sachsen, Anna Voigt, die des Mordes an ihrem Kind bezichtigt wurde, ein Verbrechen, nicht unüblich in jenen Zeiten, gewöhnlich mit dem Tode bestraft. Aber das war alles.

Woher stammte diese Information? Was war damals geschehen?

Ich hing am Haken wie ein Fisch an der Angel. Diese ganz besondere Geschichte war irgendwie untergegangen, ich musste sie ausgraben. Es gab keine Romane darüber, keine Fernsehserie. So gut wie nichts. Nach einigen Wochen stieß ich auf zwei Originalquellen: eine dreißigseitige Abhandlung, geschrieben vom Arzt, *Herr Schreyer,* über *Die Lungenschwimmprobe,* und hundert Seiten, geschrieben vom Anwalt des Mädchens, der sich als kein anderer herausstellte als der Wegbereiter der deutschen Aufklärung, Christian Thomasius aus Leipzig! Ich konnte es kaum fassen.

Okay, dachte ich, *dies ist ein Roman, Tore, und ein ganz spezieller.* Du wirst dich mit der deutschen Sprache des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigen müssen, du wirst dich mit einer Gesellschaft beschäftigen müssen, die weit entfernt von deiner eigenen ist, und versuchen müssen, dieser ganz erstaunlichen Geschichte auf die Spur zu kommen, und es wird eine Mordsarbeit sein. Natürlich ist *Die Lungenschwimmprobe* eine «sehr deutsche Geschichte». Sie spielt in einem sehr deutschen Kontext – mit sächsischen Besonderheiten – und ist besonders interessant für deutsche Leser und Leserinnen. Um ein Beispiel zu nennen: der Dreißigjährige Krieg. Dieser brutale und in vielerlei

Hinsicht historisch einzigartige Krieg, was wissen wir heute noch über ihn?
Was waren die Folgen von dreißig Jahren extremer Gewalt auf rein deutschem Boden, in die fast jeder größere Staat Europas verwickelt war, nicht zuletzt die nordischen Supermächte Schweden und Dänemark-Norwegen?

All das ist hochinteressant für jeden, der sich mit deutscher Geschichte und Kultur beschäftigt.

All das ist hochinteressant für jeden, der sich mit deutscher Geschichte und Kultur beschäftigt, und ich hoffe, dass ich nicht wie irgend so ein Fremdling klinge, der sich als Spezialist in Ihrem Land aufführt, aber dies ist auch eine europäische Geschichte. Wir waren da. Wir überfielen Ihr Land mit unseren Armeen – was heutzutage vollkommen lächerlich klingt. Also, was ich eigentlich sagen will: Je länger ich an diesem Projekt arbeitete, desto mehr realisierte ich, dass diese Geschichte sich – wie jede große Geschichte – um grundlegende menschliche Handlungen dreht, die jedermann erfassen kann und die jedermann zugänglich sind. Das ist ja das Wunderbare am Lesen und Schreiben; man kann dabei Geschichten begegnen, die in einer fernen Zeit spielen – sagen wir der Bibel –, und plötzlich findet man sich darin selbst wieder. Literarische Hexerei.

Was fasziniert dich an der Geschichte? Welche Figur ist dir am nächsten?

Zuerst waren es die zugrundeliegenden, schrecklichen Fakten: Die gesellschaftlichen Institutionen – Staat, Kirche, Gesetzgebung – sind hinter deiner Tochter her. Sie haben Zugriff auf den Scharfrichter, und es ist ein scharfes Schwert, das sie da in ihren Händen

halten. Ich bin selbst Vater, meine Petra war zu diesem Zeitpunkt fünfzehn. Ich nahm es persönlich, es war wie: Wenn du meine Tochter anrührst, bekommst du es mit mir zu tun. Dies, denke ich, ist immer der beste Ausgangspunkt für ein literarisches Projekt – dass das Material in Verbindung zu deinen eigenen Emotionen steht. Dies verleiht dem Text Dringlichkeit und Authentizität.

Dazu kam, dass das siebzehnte Jahrhundert eine zunehmende Faszination auf mich ausübte. Die vielleicht dunkelste Periode unserer Geschichte, auf brutale Weise zerrissen vom Dreißigjährigen Krieg, sozusagen der Tiefpunkt der Zivilisation – aber es ist auch eine Zeit wachsender Hoffnung gewesen, der modernen Wissenschaft, der aufkommenden Aufklärung: Während ich mich durch Tausende von Seiten wühlte und mir dabei Notizen machte, entwickelte sich die Geschichte der Anna Voigt zu einer Geschichte des Westens. All diese Dinge, die wir heutzutage für selbstverständlich halten, Kinderrechte, Frauenrechte, die Gedanken- und Meinungsfreiheit, haben ihre Geburtsstunde im Wesentlichen in jener Zeit, in der mein Held, der mutige Thomasius, eine zentrale Rolle spielte. Er ist wirklich eine Figur, auf die Sie sehr stolz sein sollten, ein Mann und Aktivist, der es wert ist, in diesen unvernünftigen Zeiten, in denen wir leben, wiederentdeckt zu werden.

Thomasius war ein Mann von aufbrausendem Wesen, rücksichtslos und vielfältig, aufrichtig und humorvoll, und er widersprach jeder Logik der orthodoxen Kräfte dieser Zeit. Er sprach sich lautstark und scharfzüngig gegen die Folter aus, gegen die Hexenprozesse, gegen Vorurteile und jede Art von Missbrauch, und er besaß ein untrügliches Auge für Ungerechtigkeit. Er lechzte

nach großen Umbrüchen und Reformen.

Wie hast du recherchiert? Was ist wahr? Was erdichtet? Warst du vor Ort?

Oh mein Gott, ich habe Tausende von Seiten gesichtet und war fünfmal in Sachsen. Ich war in den Archiven, den Museen, in den Kirchen kleiner Orte wie Pegau, um Einblick in die Kirchenbücher zu erhalten und Informationen zu sammeln … Und ich hatte dabei absolut großartige Helfer zur Seite, die mich in meinem Projekt unglaublich geduldig und enthusiastisch unterstützten. Wunderbare Wissenschaftler von der Universität Halle, den Thomasius-Experten Dr. Hambrock, Dr. Grunert, Dr. Thiele und Dr. Kühnel. Fast beschämt es mich, wie viele E-Mails ich ihnen geschrieben habe. Unglaublich freundliche und kompetente Leute!

Thomasius sprach sich lautstark und scharfzüngig gegen die Folter aus.

Was die literarische Methode angeht, habe ich versucht, so genau wie möglich zu sein, falls ich die entsprechenden Fakten an der Hand hatte. Ich bin Thomasius' Erinnerungen an sein Leben als Anwalt gefolgt, und wo ich keine Informationen zur Verfügung hatte, habe ich versucht, vergleichbare Informationen zu finden. Und dann habe ich das getan, was ich am besten kann: die Phantasie fließen lassen, die Figuren zum Leben erwecken und die Lücken füllen.
Um ein Beispiel zu nennen: Wir wissen eine Menge über das Gerichtsverfahren, dank Christian Thomasius' *Juristischen Erinnerungen* aus dem Jahre 1720. Erwartungsgemäß natürlich ein ziemlich nüchterner Text. Er schreibt so gut wie nichts darüber, wie Anna

aussieht oder über sie als Person. Aber er bezieht sich auf ihre Aussagen vor Gericht, und hier und da gibt er kleine Hinweise auf ihre Persönlichkeit. Wie etwa: Wir werden darüber informiert, dass sie *bockengrübig* ist. Das bedeutet in der Sprache des Barock, dass sie die Pocken hatte. Wir können uns also ihr Gesicht vorstellen! Thomasius erwähnt auch Begegnungen mit ihr: Danach war sie ein recht einfaches und dummes Mädchen. Aber nachdem er öfter mit ihr gesprochen hat, meint er: Also, dieses junge Mädchen, das kann wirklich für sich selbst einstehen, nicht übel, wirklich gar nicht übel. Mit anderen Worten: Dies ist eine intelligente junge Frau. Solcher Art waren die Hinweise, aus denen ich einen Charakter formen konnte.

Anfangs war es nicht leicht, das Rittergut zu finden, auf dem sie aufwuchs, aber schließlich stieß ich auf jene blühende Landschaft entlang der Weißen Elster – und auf das entsprechende Dorf, das heute Elstertrebnitz heißt. Es verschlug mir den Atem, als ich das erste Mal auf die Überreste des ehemaligen Anwesens stieß und mit meiner Assistentin Andrea Thiele dort stand, wo alles begonnen hatte: Dies war der Garten, in dem Anna und ihre Schwester gespielt hatten, dies war der Ort, an dem sie ihr Kind zu Welt gebracht hatte, wo es begraben und gefunden wurde. Hier war es, wo dieser tragische Fall seinen Anfang nahm.

Was kann uns diese »alte« Geschichte heute sagen? Gibt es Erzähllinien bis in die Gegenwart?

Wie immer lehrt uns die Geschichte zwei Dinge. Erstens: Wir haben uns nicht groß geändert, der Kontext mag ein anderer sein, unsere Handlungen bleiben sich gleich. Zweitens: Wir haben

erschreckend wenig gelernt. Wenn mein Held Christian Thomasius uns heute einen Besuch abstatten würde, würde er ausrufen: Mein Gott! Wirklich? Krieg? Gibt es hier keinen mehr mit einem klaren Kopf? Kritisches Denken! Ich habe den Weg für euch geebnet, warum habt ihr mir nicht zugehört?

Never stop fighting!

Wenn er die Abtreibungsgesetze in einigen Ländern der USA sehen würde, wenn er sehen würde, wie die Lungenschwimmprobe von gewissen Gerichten missbraucht wird, dann wäre er in Rage. Wenn er hören würde, dass es Orte auf der Welt gibt, in denen immer noch gefoltert wird, wenn er von fake news hören würde oder missbrauchten Frauen – nun, dann würde er erneut den Kampf aufnehmen. Das Ganze sagt uns also noch etwas: Never stop fighting! Hör niemals auf zu kämpfen!

Mein Roman mag zwar von düsteren Zeiten erzählen, aber für mich ist er vor allem ein Roman der Hoffnung.

Welche Verbindungen zu Deutschland hast du überhaupt? Woher kommt es, dass du so gut deutsch kannst?

Oh, vielen Dank. Ich kann bestätigen, dass ich besser lese und schreibe, als ich rede! Ich habe Familie in Deutschland; die Schwester meiner Großmutter heiratete einen deutschen Soldaten und zog 1945 nach Dresden und später dann nach Berlin und Westfalen. Ich war von Kleinauf an Deutschland interessiert und mag dieses Land sehr; die Sprache, die Städte und Dörfer, die Literatur, die Musik (Nena! Kraftwerk! Und natürlich der große Johann Sebastian Bach!). Und ich sollte vielleicht noch erwähnen, dass ich 1998 und 1999 dank eines Stipendiums mehrere Monate

in Berlin gelebt habe. Ich bin ein begeisterter Leser der großen deutschen Klassiker; Thomas Mann ist einer meiner Lieblinge; was für eine Beobachtungsgabe, was für ein Humor, welch Sensualismus und profunder Humanismus. Und diese Sätze!

Du bist ein Autor, der ungeheuer vielseitig ist. Ist es dein erster historischer Roman? Werden weitere folgen?

Ich kann bestätigen, dass ich ziemlich neugierig bin. Wenn ein Material Besitz von mir ergreift, tendiere ich dazu, mich vereinnahmen zu lassen. Ich habe diese literarische Methode entwickelt, bei der ich versuche, die Sprache und die Stimme jener Menschen zu finden, über die ich schreibe. Am Anfang meiner Karriere habe ich die üblichen autobiographischen Romane verfasst, aber nach einigen Jahren habe ich meine eigene Stimme und mein eigenes Leben als immer weniger interessant empfunden und wurde zunehmend interessierter an anderen; vielleicht eine Folge des Älterwerdens? Ich tendiere heute dazu, mein Leben als Schriftsteller als eine Art Recreation-Center zu betrachten und mich selbst als eine Art Krankenpfleger: Willkommen, bei mir werdet ihr die Aufmerksamkeit und Fürsorge bekommen, die ihr braucht!

Dieses Mal war ich mit einigen Herausforderungen konfrontiert – das Barock! – , die aber auch Vorteile enthielten: welch wundervolle Epoche, um sich mit der Sprache zu beschäftigen, und ich konnte die großartige literarische Vielfältigkeit jener Zeit nutzen. Es fühlte sich sehr befreiend an.
Was neue Projekte betrifft: Ich weiß jetzt ziemlich viel über diese erstaunliche Epoche. Ich habe fünfeinhalb Jahre recherchiert und geschrieben. Es würde mich

Leipzigs Belagerung durch die Schweden, (Dreißigjähriger Krieg) © Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inventarnr.: PI.-Nr. 61

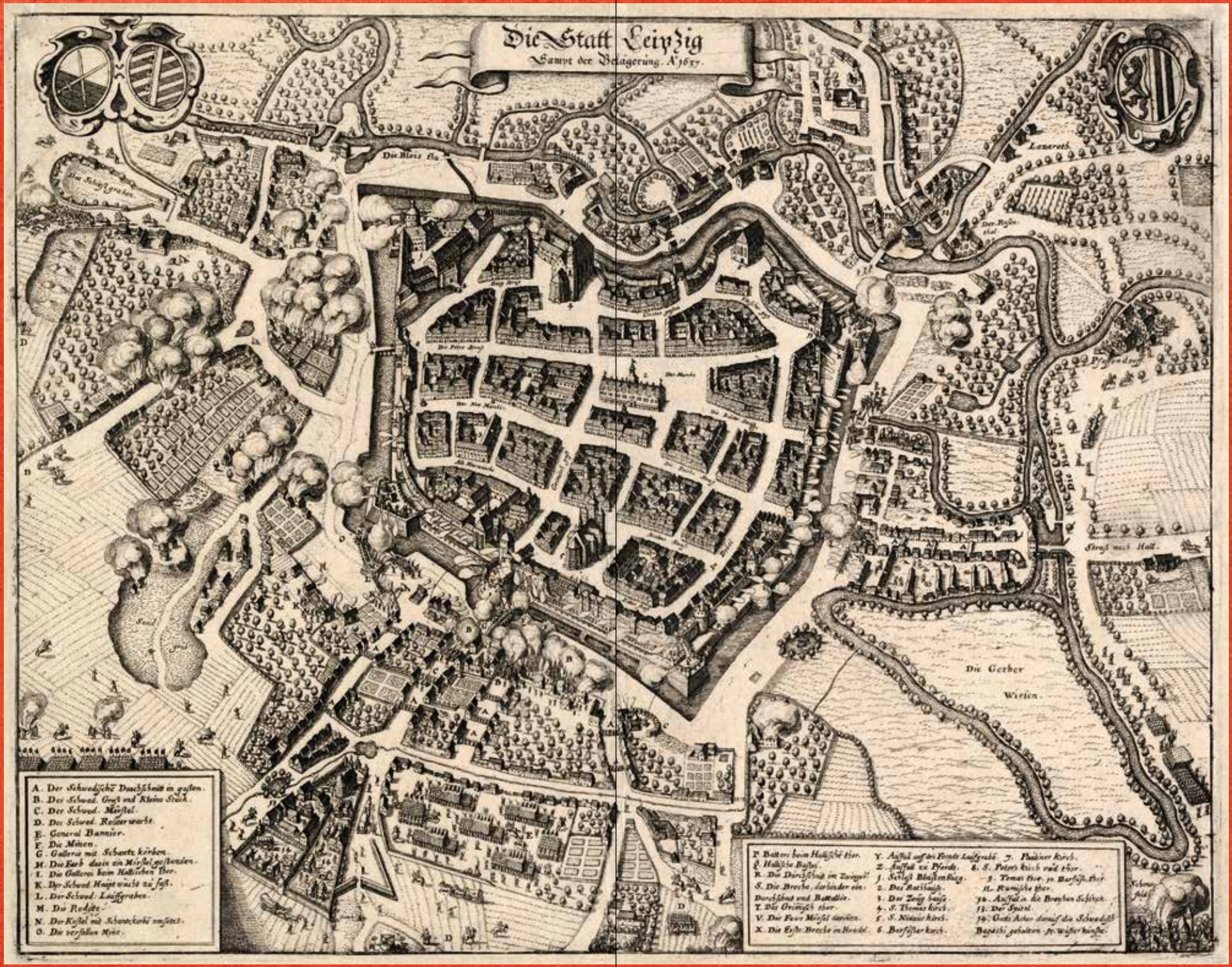
also überraschen, wenn ich mich nicht noch weiter hineinwagen würde … Okay, ich gestehe: Ich bin auf eine weitere phantastische Geschichte aus dieser Periode gestoßen, und ich bin am Recherchieren, wieder einmal… Ein Schriftsteller sollte nie zu viel versprechen, aber man kann sagen, dass ich es versuchen werde, einen Roman darüber zu schreiben. Ja, das werde ich!

Ich kann bestätigen, dass ich ziemlich neugierig bin.

Zum Schluss vielleicht noch eins: Seit jenem Januar 2018 habe ich jeden Tag davon geträumt, dass dieser Roman eine Chance bekommt, in Deutschland zu erscheinen. Es ist eine Ehre, dass er nun bei Luchterhand erscheint, und schrecklich aufregend. Dies ist Ihre Geschichte, Ihr Land, und ich bin mir dessen wohl bewusst.

Ich hoffe, dass mein Roman die Leser und Leserinnen gefangen nehmen wird und dass ich Ihrer Geschichte den Respekt gezollt habe, den sie verdient.
Ich gebe Ihnen mein Wort, dass dieser Norweger so gründlich war, wie er nur konnte.

Die Fragen stellte Regina Kammerer, und der Autor antwortete nicht nur schnell und bereitwillig, sondern flocht auch immer wieder deutsche Worte in seine Erklärungen ein. Übersetzt wurde aus dem Englischen, und gewechselt wurde zwischen Du und Sie, ein Hinweis auf die unterschiedlichen Sprach-Gepflogenheiten.

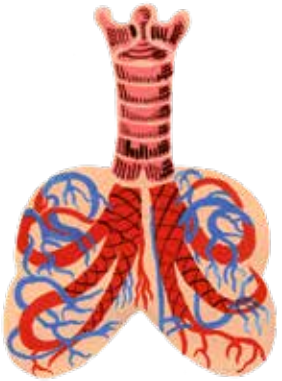


Stridberg/Bodenehr: Markt und Rathaus in Leipzig © Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inventarnr.: MÜ.I/33

TORE RENBERG

DIE LUNGEN SCHWIMMPROBE

VERTEIDIGUNG *EINER* JUNGEN
FRAU DIE DES *KINDSMORDS*
BEZICHTIGT WURDE



Aus dem Norwegischen von
Karoline Hippe und Ina Kronenberger

Leseprobe

»*Ein* rauschendes LESEFEST.«

Ingunn Økland,
AFTENPOSTEN

»*Meiner Meinung* nach sein allerbester Roman. *Intensiv, figurenreich,* von übersprudelnder Energie.«

Leif Bull,
DAGENS NÆRINGSLIV

ERSTES BUCH
Der Leichnam eines Kindes

PROLOG

Ihr Name war Anna Voigt, und sie lebte vor langer Zeit, aber nur kurz. Sie war keine Bauerntochter, kein Dienstmädchen, sie gehörte nicht der Schar unbedeutender Seelen an, die diese Zeit bevölkerten: sie war die Tochter eines Gutsherrn. Sie musste kein Wasser aus dem Brunnen schöpfen, keine harte Arbeit in der Küche verrichten, sie konnte um frische Kirschen vom Markt bitten und um das hübscheste Häubchen, das es überhaupt zu kaufen gab.

Greitschütz hieß das weitläufige Anwesen, auf dem sie aufwuchs. Ein vornehmes Gut, zu dem ein Herrenhaus gehörte, ein Gartenhäuschen mit Kräutergarten, eine Scheune und ein Stall für die Kutschen, Felder und Wiesen und Mühlen, und eine ganze Reihe von Angestellten - Diener, Kutscher, Stallburschen, Knechte, Arbeiter, Zimmermädchen, eine Gänsemagd, Köche und Käserinnen, ein Hauslehrer. Wir könnten es eine kleine Gemeinschaft nennen, davon gab es in dieser Gegend viele. Das Gut lag am fruchtbaren Westufer der Weißen Elster, deren Mühlgraben und unzähligen Mühlen großen Reichtum in das Herzogtum brachten.

Wir wissen nicht viel über Anna Voigts Kindheit, aber eines wissen wir: Als sie vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, um Weihnachten herum, im Jahre 1680, kam sie in andere Umstände. Was sich zwischen ihr und dem buckligen jungen Knecht auf dem Gutshof abgespielt hatte, mag im Geheimen schön gewesen sein, es mag grauenvoll gewesen sein, vielleicht auch beides; die Konsequenzen jedenfalls waren verhängnisvoll.

STRAFGESETZBUCH:

Strafe für Frauen, die ihre Kinder töten

Jene Frauen, die ein lebendiges oder wohlgebildetes Kind geboren haben und es heimlich, böswillig, vorsätzlich töten, werden gewöhnlich lebendig begraben und gepfählt. Um die damit verbundene Verzweiflung zu verhindern, kann die besagte Übeltäterin indes auch ertränkt werden, sollte das Gericht Zugang zu einer geeigneten Wasserstelle haben. Wo solches Übel öfter geschieht, wollen wir die erwähnte Gewohnheit des Begrabens und Pfählens beibehalten, um Furcht in die Herzen solch bösartiger Frauen zu pflanzen, und auch zulassen, dass die Übeltäterin vor dem Ertränken mit glühenden Zangen zerrissen wird, alles nach Geheiß der Rechtsverständigen.

Falls indes eine Frau, wie oben erwähnt, heimlich ein lebendiges, wohlgebildetes Kind geboren und versteckt hat, das später tot aufgefunden wird, und falls dieselbe Mutter, wenn die Sache schließlich vor uns kommt und sie dazu befragt wird, als Entschuldigung vorbringt, dass das Kind ohne ihr Verschulden tot geboren wurde, so wird sie ihre Unschuld mit ehrlichen, guten Gründen und Umständen behaupten können. Dann soll so gehandelt werden, wie in Artikel 74 festgelegt: Falls solche Behauptungen zu weiteren Untersuchungen einladen und ausreichende Umstände fehlen, um der Entschuldigung Glauben zu schenken, soll man der Frau nicht vertrauen. Andernfalls könnte sich jede Übeltäterin mit einer solchen Geschichte die Freiheit erkaufen.

Wenn also eine Frau aus freien Stücken und auf sich alleine gestellt ein gesundes, lebendiges Kind austrägt, ohne den Beistand anderer Frauen bei der Geburt In Anspruch zu nehmen, kann dies nur mit tödlichem Ausgang geschehen und gibt es folglich keine glaubhaftere Erklärung, als dass die Mutter absichtlich das unschuldige Kind hat töten wollen, um ihre Unehrenhaftigkeit zu verbergen.

Beharrt daher solch eine Mörderin auf ihrer gottlosen, unbewiesenen, störrischen Entschuldigung, sollte sie auf Grundlage obiger hinlänglicher Vermutungen zum Geständnis ihrer unmenschlichen und unchristlichen Tat durch ernsthafte und unnachgiebige Befragungen gezwungen werden und nach dem erfolgten Eingestehen der Wahrheit zum Tode verurteilt werden. Bestehen indes Zweifel an der Schuld oder Unschuld einer solchen Frau, sollten jene, die richten, alle Umstände in Betracht ziehen und den Rat der Rechtsgelehrten und anderer einholen.

Constitutio Criminalis Carolina
Deutsches Strafgesetzbuch
von 1532, Artikel 131

ERSTES KAPITEL

Dr. JOHANNES SCHREYER wird an seinem freien Tag gestört, hält einen Vortrag zur Lage der Dinge und wird zu einer Leichenbeschau am 9. und 10. Oktober 1681 gerufen.

Dunkles Dämmerlicht erhellte den Himmel, als Schreyer sich auf den Weg zum berühmten Herbstmarkt in der Messestadt machte, so viel wissen wir. Bekleidet mit einem Mantel und in guten Stiefeln vom besten Schuster der Stadt Zeitz saß er bester Dinge in der rumpelnden Postkutsche, voller Vorfreude, auf das, was vor ihm lag.

Für Johannes Schreyer war das Leben einfach.

Es ging um Wissen. Es ging darum, seine Zeit nicht mit Kindereien und unnützem Kram zu vergeuden, sondern den Tag zu nutzen, um begierig und friedlich so viel Wissen aufzusaugen, wie ein Mensch nur aufzunehmen vermochte, ohne sich an der Suppenschüssel des Wissens zu verschlucken. In Folge dieses intellektuellen Eifers galt es in Johannes Schreyers Leben keine Sekunde zu vergeuden, und alles, was nur den Anschein einer Unterbrechung erweckte, erzeugte in ihm ein ungutes Gefühl von Zeitverschwendung.

»Doktor Schreyer! Seid Ihr's? Wartet!«

Der hochangesehene Arzt – Stadtphysikus von Zeitz, wie der korrekte Titel lautete – war soeben nach einer gut einstündigen Reise vor dem Wirtshaus des Städtchens Pegau aus der Kutsche gestiegen, um mit anzusehen, wie der Kutscher den Tieren Wasser gab, während er selbst mit Wasserlassen beschäftigt war. Er hatte die sieben oberen

Dörfer entlang der Weißen Elster mit den stattlichen Gütern passiert und ärgerte sich über den Anblick des feisten Boten, der völlig außer Atem über den Platz gerannt kam, wild gestikulierend, als wollte er ein Puppenspiel aufführen.

»Herr Doktor Schreyer, seid Ihr's, Herr Doktor Schreyer!«

Nun war es sein freier Sonntag, auf den er sich so lange gefreut hatte. Selbstverständlich hatte Schreyer den ersehnten Ausflug bis ins kleinste Detail geplant: Früh aufstehen. Sich schicklich kleiden. Sich von der Gattin verabschieden. Katharina auf die Stirn küssen. Und dann: Sich auf den Weg machen. Von Zeitz im Süden nach Leipzig im Norden. Durch das sächsische Tiefland. Unterwegs einen Halt einlegen. Im lieblichen Pegau, wo, wie er wusste, das Bier gut war und die Wirtshäuser ordentlich. Anschließend weiterreisen. Rechtzeitig in der Großstadt eintreffen. In seiner Lieblingsherberge *Zum Güldenen Arm* in der Petersstraße absteigen. Sich ein vorzügliches Abendessen gönnen und dabei in der Abhandlung lesen, die er in der Reisetasche bei sich trug. Seinem guten Freund Frank Grundtner – einem holländischen Apotheker, Bücherliebhaber mit ausgeprägtem Interesse für Astronomie – einen kurzen Besuch abstatten. Besonders wichtig: den Besuch kurz halten, um früh schlafen zu gehen.

Ziel des Ganzen: Am nächsten Tag in bester Verfassung aufzustehen. Um zum Herbstmarkt zu gehen. Gleditschs Buchhandlung aufzusuchen.

Regalmeter über Regalmeter mit Büchern.

Der Himmel auf Erden.

Darauf hatte Schreyer sich auf seine ernste und gewichtige Art gefreut – wo er doch ohnehin sehr unter Druck stand.

Schlimm genug, dass ihm so wenig Zeit für die Dinge blieb, die er am meisten mochte, studieren, lesen, in seiner großen Bibliothek sitzen und sich Gedanken machen. Schlimm genug, ständig an der Bettkante nierenkranker Pfarrersfrauen sitzen zu müssen, die die Hand des Doktors ergriffen und *Oh, Herr Doktor, ich mache mir solche Sorgen* sagten oder einem gichtgeplagten Kaufmann zuhören zu müssen, der mit der Faust auf den Holztisch haute, dass Tassen und Teller nur so schepperten, und klagte, *Sie müssen mir etwas Stärkeres geben*, Herr Doktor, oder den Sohn des Prokurators zu betrachten, das Gesicht voll eitriger Pusteln, und zu wissen, dass man hier bloß noch den Sarg bestellen konnte. Diese wöchentlichen Arztvisiten in den höheren Gesellschaftsschichten langweilten ihn nicht nur – er war der Ansicht, sie sollten von weniger angesehenen Ärzten übernommen werden, als er einer war –, sie standen auch im krassen Gegensatz zu der Sehnsucht, die ihn zu jeder Stunde des Tages begleitete: der Sehnsucht nach Wissen.

Gab es eine edlere Sucht?

Nein.

Sollte er sich nun obendrein von einem keuchenden Dickwanst jagen lassen, an diesem seinem so exakt durchgeplanten freien Sonntag?

Johannes Schreyer war verrückt nach der Welt der Bücher. Er liebte den Anblick der Buchstaben auf einer Buchseite, wie sich so sinnlich und süß zueinander gesellten, wie sie nachgerade kopulierten, um die Brut des Wissens zu erzeugen, und er genoss die erotische Freude, die in ihm zu brodeln begann, wenn er in diese wogende Landschaft eintauchte. Dies war auch der Grund, weshalb Helena

Regina oft, wenn sie in einem der besseren Salons in Zeitz zu Gast waren, sagte: Ach, mein Mann ist so verliebt in Bücher.

Worauf Schreyer meist etwas verschnupft parierte: es geht um das Wissen, meine liebe Frau - würden wir Menschen es nicht so sehr lieben, etwas zu wissen, wo wären wir dann? Zurück in der Barbarei, zurück im Krieg, zurück im Elend!

Darüber dachte Schreyer oft nach.

Über das Wesen des Wissens.

An manchen Tagen konnte ihn ein Gefühl großer Freude überkommen, so als hätte er einen unbekannten Gral entdeckt, oder aber als hätte Johannes Schreyer aus Zeitz gefunden, wonach die Menschheit seit Jahrhunderten trachtete und was vor ihm noch niemand erkannt hatte: den Weg zum Frieden.

Wissen!

Natürlich wusste er, dass es so nicht war. Schon vor ihm hatten Menschen Bücher gelesen, ohne dass dies zum allgemeinen Weltfrieden geführt hätte.

Dennoch!

Es ließ ihn nicht los.

Schreyer betrachtete sich selbst als eine Figur auf dem Schachbrett der Nachkriegszeit. Eine unscheinbarere Figur zwar, aber dennoch von unschätzbarem Wert. Ein Mann von liebenswürdigem Wesen, standhaft und auf Frieden bedacht, ein Hüter des Wissens und der Wissenschaft. Dass er infolge derselben Standhaftigkeit zugleich etwas reizbar und streitsüchtig sein konnte, war ihm nur in Teilen bewusst. Und abgesehen davon, nicht nur er hatte eine kämpferische Natur: Man kreuzte gerne die Klingen in dieser Zeit.

»Herr Doktor Schreyer!«

Der korpulente Bote blieb stehen, stützte sich mit den Händen auf den Oberschenkeln ab und japste nach Luft.

»Mein Herr«, sagte er, »ich habe in Zeitz nach Euch gefragt, habe Euch den ganzen Vormittag gesucht … Herr Schreyer, seid Ihr's?«

Johannes Schreyer ignorierte den Mann und tat so, als bräche er auf. Neunundvierzig Jahre alt war er zu diesem Zeitpunkt, und ja, in nur dreizehn Tagen würde er fünfzig werden – und wie sah er, nebenbei bemerkt, aus? Er war von mittelgroßer Statur, mit fliehendem Kinn, dafür mit vornehmer Lippenpartie, und die Haut bewegte sich leicht beim Gehen. Nicht, dass der berühmte Arzt aus Zeitz dickleibig gewesen wäre, etwas füllig wirkte er vielleicht.

»Mein Herr … Ich bitte Euch, geht nicht, seid Ihr's … «

»Guter Mann«, sagte Schreyer und stampfte auf dem Boden auf, dass sich um seine Stiefel eine Staubwolke bildete. »Es reicht. Hört Ihr? Ich habe Zeitz heute Morgen um fünf Uhr verlassen. Habe mein Haus in der Kalck-Gasse verlassen, wo ich mit meiner Frau Helena Regina Schreyer, geborene Lossius, wohne, der Tochter des schwedischen Generalproviantmeisters, und mit meiner wunderbaren Tochter Katharina, einem Gesangstalent, die sich schon lange darauf freut, dass ich ihr von dieser Reise eine Puppe mitbringe, eine Puppe vom Leipziger Markt!« Schreyer zeigte nach links oben, als stünde er in seiner Heimatstadt: »Dort oben, auf der Zeitzer Anhöhe, mit Blick auf Schloss Moritzburg, die schöne Weiße Elster und die herrlichen Gärten der herzöglichen Residenz – dort wohne ich. Dort habe ich meine Praxis, meine Frau, meine talentierte

Tochter, dort habe ich meine umfangreiche Bibliothek. Und tagein, tagaus, mein Herr, behelligen mich dort Menschen! Und Ihr seid wohl einer davon?!«

Schreyer hob den Zeigefinger und tippte auf die Brust des Mannes.

»Endlich, habe ich vorhin, als die Postkutsche kam, zu Frau Schreyer gesagt, endlich kann ich nach Leipzig fahren, ohne mich um die Bogenschützen des Todes zu scheren! Ein gutes Jahr lang waren wir wie gelähmt, vollständig gelähmt von der widerwärtigen Pest! Schwarze, giftige Flecken auf menschlichen Körpern. Habt Ihr welche aus nächster Nähe gesehen?«

Der Bote schluckte und schüttelte den Kopf.

»Nun, aber ich«, schrie Schreyer heraus, »während ich meinem Beruf nachging! Soll ich Euch die Bilder toter kleiner Kinder vor Augen führen? Hm? Ich habe mit weinenden Vätern zusammengesessen und ihrem verzweifelten Wehklagen gelauscht. Ich habe die trauernden Mütter betrachtet. Sie hatten alle Hoffnung und alle Freude auf dieser Welt verloren, sie sehnten sich nur noch danach, ihren Kindern in den seligen Tod zu folgen, ihr beschwerliches Leben hatte jeglichen Sinn eingebüßt! Infizierte Häuser, verbarrikadierte Häuser, Menschen, die vierzig Tage in Quarantäne verbringen mussten, eingesperrt im Haus, deren Hab und Gut auf Karren geworfen, aus der Stadt gebracht und verbrannt wurde! Rollende Pesttransporte auf Kopfsteinpflaster und schlammigen Seitengassen, Pestwagen und Pestsänften auf dem Weg zu Feldlazaretten und Friedhöfen und zurück! Ja? Und die Kaufleute, die Krämer, die Markthändler – was ist aus denen geworden? Hm?«

»Ich … ich …«

Schreyer ließ den Mann gar nicht erst zu Wort kommen, sondern fuhr fort:

»Erinnert Ihr Euch an die Stille? Ständig stolperten unsere Füßen über schmerzverzerrte Körper – vor gerade einmal einem Jahr saß eines Tages am Stadttor ein totes Ehepaar und daneben ein lebendes Kind! Und jetzt kommt Ihr an meinem freien Sonntag daher! Hm?«

»Ich … ich …«

»Leipzig! Die Stadt der Städte, das wissensdurstige Leipzig: Meine Lieblingsstadt! Zu der ich unterwegs bin.« Schreyer hob abwehrend die Hände. »Schwindelerregende Todeszahlen! Dreitausendeinhundertneunundsechzig Tote im letzten Jahr, weitere sechshundertachtunddreißig in diesem Jahr. Das sagen die Listen der Notare. Annähernd ein Fünftel der Stadtbevölkerung – und jetzt kommt Ihr! Wie alt mögt Ihr sein? Vierzig? Ich vermute vierzig! Dann seid Ihr in den Tagen des Kriegs geboren, Bote. Wie ich. Und deshalb solltet Ihr wissen, dass wir so etwas nicht noch einmal erleben wollen. Wessen Schuld war es, hm? Glaubt Ihr, es war die Schuld der Juden? Der Bettler, Landstreicher, Huren? Ihr wisst, was die Pfarrer sagen? Die Pest kommt zu denen, die sich in der Schule nicht ordentlich benommen oder ihre Ehe geschändet haben! Wurde Euch am Ende nicht übel von den Pestpsalmen, mein Herr? *Ach Gott, die Pest, dein scharfer Pfeil, fleugt jetzt herum in schneller Eil, durchwandert Land und Städte bald, vergift und würget jung und alt*! Unser Dompropst in Zeitz sprach von nichts anderem mehr, jeden Sonntag die ewigen Ermahnungen von der Predigtkanzel herunter: ›Ach, Herr! Deinem mordenden

Engel hast du befohlen, das Schwert der Rache zu zücken und zuzuschlagen!‹ Was sagt Ihr dazu? Hm?«

»Ja, ich …«

»Als Mediziner, als Wissenschaftler ist Doktor Johannes Schreyer, der hier vor Euch steht, keineswegs von den apokalyptischen Visionen der Theologen überzeugt. Nun sind die Gräuel Gott sei Dank vorbei, und ich kann wieder, Gott sei mein Zeuge und Ihr nun auch, in die Stadt der Bücher reisen. Zum Markt. Ohne in eine Horde von Menschen zu geraten, die sich im erfolgreichen öffentlichen Kampf gegen die Pest bemüht. Ja, Elend gibt Arbeit, Bote, das habe ich Katharinchen, meiner heißgeliebten Tochter, heute Morgen gesagt: Pestburschen, Pestdirnen, Pestköche, Pestpfarrer, Pestnotare, Pestgräber, Pestbadefrauen, Pestgesellen, Pestwächter, Pestkinderschwestern und wer weiß, was noch alles. Mein Gott. Das Wehklagen der Sterbenden. Und Katharinchen mit ihren tiefliegenden Augen hat mir zugehört – und ich habe mich auf den Weg gemacht. Um in Gleditschs Buchhandlung eine höchst bedeutsame holländische Abhandlung darüber zu erstehen, ob es der Gesundheit zuträglich ist, das Blut der Verstorbenen zu trinken. Sie mir zu Gemüte zu führen. Und anschließend eine Puppe zu erstehen. Für meine Tochter. Und jetzt. Kommt. Ihr.«

»Ich …«

»Versteht Ihr?«

»Ich …«

Schreyer tippte dem Mann erneut auf die Brust, dieses Mal weniger erregt, dafür insistierender.

»Versteht Ihr, dass es genau das ist, was wir in diesem Land

nicht länger dulden können?«

»Ich …«

»Unterbrecht mich bitte nicht! Wir sind Kinder, Ihr und ich, des sinnlosen Krieges, der das Heilige Römische Reich Deutscher Nationen in einem kochenden Bluttümpel versenkt hat. Dreißig Jahre lang! Und wie sah es am Ende aus? Niedergeschlagen, zerschunden, ausgelaugt, halb verhungert! Zum Gespött gemacht in den Augen unserer Nachbarländer. Das können wir nicht länger dulden. Der friedensverachtende Angriff auf das Leben darf sich unter gar keinen Umständen wiederholen! Und wer oder was, glaubt Ihr, kann das verhindern?«

»Äh, ich …«

»Ihr habt darauf keine Antwort?«

»Ich … äh …«

»Dann hört gut zu, so gut Ihr nur könnt, Bote: Der Beitrag der Wissenschaft! Habt Ihr gehört? Einzig und allein die Wissenschaft. Versteht Ihr? Und ja, geleitet von der ruhigen Hand der Obrigkeit, wie sie der durchaus intelligente Moritz von Sachsen-Zeitz, Herzog meiner Heimatstadt, besitzt. Ja. Ein hervorstechendes Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, ein wahrer Literat.«

Schreyer, der sich in Rage geredet hatte, seufzte demonstrativ, so wie er es zu tun pflegte, wenn er seinen Sorgen freien Lauf gelassen hatte. Dann nickte er zufrieden und richtete seinen Blick auf den keuchenden Dickwanst.

»Ja«, sagte der Mann, ohne zu erkennen zu geben, ob er verstanden hatte – zumindest schien einiges zu ihm durchgedrungen, wie Schreyer festzustellen meinte. Demnach

waren Thema und Mann auf ihren Platz verwiesen worden.

»Jahrgang einunddreißig bin ich«, sagte Schreyer und nickte, ruhiger jetzt. »Und Ihr, guter Mann?«

»Äh … ach ja, äh, ich glaube, zweiundvierzig.«

»Gewiss. Dann habe ich um ein Jahr danebengelegen. Ihr geht in das neununddreißigste Lebensjahr.«

Er richtete den Hut, der auf der Perücke ein wenig verrutscht war, und reichte dem Mann anschließend die Hand.

»Doktor Johannes Schreyer, Stadtphysikus von Zeitz.«

Der Bote wischte sich die Hand am Ärmel trocken und hielt ihm eine nervöse Hand entgegen:

»Thonat Berner, mein Herr. Stadtbote von Pegau.«

»So«, sagte Schreyer. »Sagt mir jetzt, Herr Berner, was diese Störung soll. Soll Doktor Schreyer einer Adelsfrau mit Bauchschmerzen zu Hilfe eilen? Soll Doktor Schreyer sich einen Pastor mit Herzklappern anschauen?«

Der Bote schüttelte den Kopf, dass die Wülste an seinem Hals nur so schwabbelten.

»Nein«, sagte er, »ich glaube nicht, dass es sich um dergleichen handelt.«

Thonat Berner streckte sich und verneigte sich, endlich konnte er sein Anliegen vorbringen:

»Ausgewählt kraft seines Amtes und überdies auf Wunsch des Amtmanns zu Pegau Abraham Walther wird Herr Doktor Schreyer hiermit beauftragt, dem Amtmann in einer Angelegenheit von größter Wichtigkeit und Dringlichkeit beizustehen.«

Schreyer zog die Augenbrauen hoch.

»So?«

»Mehr weiß ich nicht, mein Herr«, sagte der Bote, »Doktor Schreyer soll sich am morgigen Montag in der Früh in der Amtsstube des Amtmanns einfinden.«

Schreyer entließ den konfusen Diener – Herr Thonat Berner war alles in allem eine angenehme Erscheinung, musste aber dringend etwas gegen sein Gewicht tun, wollte er noch länger auf dieser Erde wandeln – und machte sich widerstrebend auf zur Pegauer Herberge, wo er in Erwartung der Begegnung mit besagtem Amtmann, der nach seiner Anwesenheit verlangt hatte, notgedrungen die Nacht verbringen musste.

Unterwegs murmelte er halblaut vor sich hin: »Johannes Schreyer, geboren da und da, unter den und den Umständen, gekommen so und so weit, mit erworbenem Wissen als steter Begleiter.« Dann fügte er hinzu: »Und keineswegs bloß eine entfernte Grußbekanntschaft des edlen Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz – die Rede ist hier vom leibhaftigen Bruder des Kurfürsten –, nein, auch aufgrund diverser Anlässe in seine Gemächer geladen, um beispielsweise die Augenkrankheit von des Herzogs Geliebter zu behandeln, ja, sogar den Herzog selbst und seine rektalen Plagen! Einmal hatte ich überdies Gelegenheit, den Herzog durch meine Bibliothek zu führen! In aller Bescheidenheit! Wie vielen Menschen wird eine solche Ehre zuteil? Der Herzog! Moritz höchstselbst! Im selben Raum, zu Hause in der Kalck-Gasse, direkt vor Katharinchen und mir, in meiner eigenen Bibliothek. Hatte er nicht sogar Katharina über den Kopf gestrichen mit der Bemerkung, sie sei ein tüchtiges Mädchen, und wie klug ihr Vater doch sei, ihr Latein, Griechisch, Holländisch und

Mathematik beizubringen? Genau das hat er getan. Der Herzog höchstpersönlich.«

Er wischte sich eine Träne weg, die sich ganz von selbst in sein Auge geschmuggelt hatte. Wie oft hatte er nicht darüber nachgedacht, woher diese Tränen so unvermittelt kamen, und woher sie den Auftrag zu ihrer Entstehung erhielten. Ja, er konnte sich nur allzu gut vorstellen, einmal eine umfangreiche Abhandlung über die Bestimmung der Tränen zu verfassen.

»Und selbstverständlich wird Vater dir eine Puppe besorgen, Katharinchen«, sagte er gemessen leise, bevor er stimmlich wieder voll aufdrehte, »gesetzt den Fall, er schafft es im Verlauf des morgigen Tages überhaupt bis nach Leipzig!«

In Pegau brach der Morgen an, aber Schreyer hatte keineswegs gut geschlafen. Sein Schlaf war unruhig gewesen. Er frühstückte in der Herberge, antwortete lediglich kurz angebunden auf die Frage der Wirtin, ob alles zu seiner Zufriedenheit sei, und schaute zugleich aus dem Fenster, wo er sah, wie eine Frau auf der anderen Straßenseite eine Tür öffnete, einen Eimer in der Hand, den sie umdrehte, sodass das Wasser über die Türschwelle floss.

Schreyer putzte seine Stiefel, schlüpfte in seinen Umhang und machte sich auf den Weg zur Amtsstube des Amtmanns.

Nachdem er sich bei einem Beamten angemeldet hatte und mehrere Minuten hatte warten müssen, trat er nun durch die Tür der Amtsstube, gereizt bis zum Anschlag. Er erspähte Abraham Walther hinter einem Schreibtisch voller nachlässig hingeworfener Papiere. Ganz offensichtlich ein äußerst

unordentliches Mannsbild.

»Ihr habt nach mir geschickt, mein Herr?« Schreyer setzte die Füße entschlossen nebeneinander, nickte kurz und stellte sich vor: »Johannes Schreyer, Stadtphysikus von Zeitz.«

»Auf dem Weg nach Norden wart Ihr ohnehin«, sagte der Amtmann, der erst jetzt beschloss, hochzuschauen, zu nicken und sich zu erheben. Er streckte Schreyer die Hand hin und fügte hinzu: »Hochverehrter Herr Doktor.«

»Nach Norden? Schon. Das trifft zu«, sagte Schreyer kühl und gab dem Amtmann die Hand. »Ich war auf dem Weg zum Herbstmarkt in Leipzig, zum Buchhändler …«

Der Amtmann würgte Schreyer ab, indem er desinteressiert mit der Hand wedelte, er war ganz offensichtlich kein Freund des Buches.

»Nun«, sagte Schreyer, der das Thema noch nicht ganz fallenlassen wollte, »so ist es! Man hat seine Pläne, doch jäh befinden es Menschen für rechtens, in diese Pläne einzugreifen und sie zu vereiteln. Schnell, Herr Schreyer, die Hand eines Jungen wurde von einem Wagenrad überrollt! Aha! Und was hat die Hand des Jungen überhaupt unter dem Wagenrad zu suchen? Niemals kommt es jemandem in den Sinn, Herrn Doktor Schreyer, den langjährigen treuen Diener seines Landes, in Ruhe dasitzen, lesen und schreiben zu lassen.«

Der Amtmann verzog schmollend den Mund; besonders einfühlsam war er offensichtlich auch nicht.

Schreyer nahm ihn näher in Augenschein.

Zunächst hatte er recht groß gewirkt, wie er da mit aufgeblasenem Kopf und zerfurchten Wangen hinter seinem Schreibtisch saß, aber als er um den Tisch herumhumpelte,

erwies Walther sich als lächerlich klein. Es plagten ihn die Hüften, wie Schreyer sehen konnte.

»Auf dem Weg nach Norden wart Ihr ohnehin«, wiederholte der Amtmann, »sehr große Umstände sind Euch dadurch also nicht entstanden.« Seine Augen verengten sich zu Schlitzen: »Ihr wollt Euch doch wohl kaum einem amtlichen Auftrag widersetzen?«

»Mitnichten«, sagte Schreyer und verkniff sich eine Bemerkung, »keinesfalls wollte ich mich einem Auftrag des Herrn Amtmanns entziehen.«

»Gut«, sagte Walter und streckte sich nach einem Schreiben. Er zog es heraus und reichte es Herrn Schreyer. Der Doktor warf einen kurzen Blick darauf, es war eine behördliche Anordnung zur Inspektion einer Leiche. »Ja«, fuhr der Amtmann fort, »wir haben es hier mit einer dieser ewigen Kindsmörderinnen zu tun.«

Schreyer hatte eigentlich vorgehabt, weitere Einwände vorzubringen, doch angesichts dieser Information zog er die Augenbrauen hoch, in denen in letzter Zeit mehrere widerspenstige graue Haare aufgetaucht waren:

»Kindsmörderin?«

»Schon wieder«, nickte Walter, »die heutigen Frauen töten, ohne mit der Wimper zu zucken. Was reitet sie nur, was meint Ihr?«

»Dazu kann ich mich nicht äußern«, sagte Schreyer, »ich bin Mediziner, ich bewege mich in der Landschaft des Wissens, nicht in der Landschaft der Geistesgestörtheit.«

Der Amtmann nickte: »Gottlob.« Er zeigte auf das Schreiben. »Hier findet Ihr den Beschluss der Zeitzer Behörden,

der meinem Ersuchen um Eure Dienste zugrunde liegt. Die Kindsmörderin ist flüchtig, zusammen mit ihrer schändlichen Mutter, die dem Mädchen bei der gottlosen Tat geholfen hat. Darum kümmere ich mich. Heute Morgen habe ich am Wirtshaus ein Plakat aufgehängt, keine Bange, die kommen nicht weit. Der bedauernswerte Leichnam befindet sich im Rathauskeller, Ihr werdet ihn gleich zu Gesicht bekommen.«

Er sprach abgehackt, mit hitzigem Blick – Choleriker, notierte Schreyer sich insgeheim.

»Im Übrigen«, schob der Amtmann hinterher, plötzlich mit großer Dringlichkeit in der Stimme, »wo Ihr gerade hier seid, Herr Doktor … Habt Ihr Kinder?«

»Ob ich Kinder habe? Ja, ich habe eine entzückende, talentierte Tochter.«

»Nun«, sagte Walther, »ich selbst habe einen Sohn, Hans Georg … ja, dummerweise hat er jetzt angefangen zu stottern, versteht Ihr! Er klingt wie ein Idiot. Aber er ist kein Idiot! Dass soll bloß keiner glauben!«

»Natürlich nicht«, sagte Schreyer genervt.

»Nein, natürlich nicht«, fuhr Walther fort. »Egal wie. Dieses Stottern, Herr Doktor. Das ist eine Unart, die er sich zugelegt hat, das verstehen alle. Hättet Ihr da vielleicht einen guten Rat?«

Schreyer seufzte.

»Nun«, erwiderte er kalt, »Ihr könntet den Kiefer mit einem Tuch zusammenbinden, es strammziehen und sehen, ob es hilft. Ansonsten habe ich gute Erfahrungen mit einem Klaps auf die Wange gemacht. Man kann dem Stotterer

anfangs einen solchen Klaps verabreichen und ihm dann beibringen, es selbst zu tun, wenn das Stottern anfängt.« Schreyer richtete sich auf. »So. Die Kindsmörderin. Wer ist sie denn?«

»Tja, das ist es ja gerade«, brummte der Amtmann, er war wirklich von außergewöhnlich kleiner Statur. »Es ist die Tochter des Gutsherrn von Greitschütz.«

»Alle Achtung«, sagte Schreyer und zog erneut die Augenbrauen hoch.

»Ja«, sagte der Amtmann, »heutzutage passiert es überall. Nicht nur Bettelhuren ermorden ihre Kinder, sondern auch Gutsherrentöchter. So weit ist es mit uns gekommen. Im Namen Gottes, das dürfen wir nicht zulassen.«

»Natürlich nicht«, sagte Schreyer.

»Sie gehört unter das Schwert«, sagte der Amtmann.

»Ja, das kommt am Ende nicht selten dabei heraus«, meinte Schreyer.

»Ich war letztes Jahr im Februar in Leipzig, mein Herr«, sagte Walther und lehnte sich an den Tisch, »es war ein warmer Tag, fast sommerlich warm, und es war der Tag einer Hinrichtung, ein Bandit aus Halle, ein Dieb, sollte enthauptet werden …«

»Herr Walther«, unterbrach ihn Schreyer voller Ungeduld, »worauf wollt Ihr hinaus?«

»Der Scharfrichter hat nicht richtig getroffen«, sagte Walter, »er musste zweimal zuschlagen.«

»Warum erzählt Ihr mir das?«, fragte Schreyer, der auch schon von der missglückten Hinrichtung gehört hatte.

»Hoffen wir, dass er den Nacken dieser Kindsmörderin besser trifft.«

Dem hatte Schreyer nichts hinzuzufügen.

»Es ist außerdem keine große Überraschung«, sagte Walther, »ihr Vater, dieser Voigt, ist ein Emporkömmling, kein Mann von Adel, er hat sich den Gutshof durch Tauschgeschäfte erworben, aus der Ecke ist daher nichts anderes zu erwarten. Ein Geizhals ist er obendrein. Nun denn.« Der Amtmann trat einen Schritt vor und reckte das Kinn. »Ansonsten ist der Fall recht einfach. Und sehr brutal. Wollen wir uns den Leichnam anschauen?«

Sie spazierten zusammen aus der Stube des Amtmanns. Der Wind hatte zugelegt, er blies über Pegau, und Schreyer zog den Umhang enger um den Körper.

Am Marktplatz zeigte Walther am Brunnen vorbei zu dem schönen Rathaus hinüber.

»Ja, Ihr seht, wir haben ein stattliches Rathaus, es ist Lotters Werk, ja, das Werk des großen Hieronymus Lotter, Ihr könnt sehen, dass es dem Leipziger Rathaus ähnelt …«

War das die Möglichkeit, dachte Schreyer und versuchte sich zu beherrschen, wollte dieser Trottel ihm einen Vortrag über stattliche Gebäude halten? Musste er sich das tumbe Geschwätz eines Mannes anhören, der ihn über Lotter belehren wollte?

»Nun«, sagte Walther, »Stadtarzt Wechern hier aus Pegau wird Euch zur Seite gestellt …«

»Wechern, ja, der Name sagt mir was …«

»Etwas in die Jahre gekommen, aber … ja … Außerdem

der Amtsbarbier Stolz, Christian Stolz.«

»Der wiederum sagt mir nichts«, antwortete Schreyer. »Solange Ihr mir keinen herumreisenden Amateur präsentiert, der sich Doktor nennt und Kräutermixturen in seinen Taschen herumschleppt, oder einen dieser Scharfrichter, die sich Arzt schimpfen. Ich mag es nicht, wenn mir unfähige Menschen assistieren.«

»Nein, das mag keiner von uns«, stimmte ihm der Amtmann zu.

»Wahre Worte, Herr Walther«, sprach Schreyer weiter.

Sie waren bei dem Brunnen angekommen, der Amtmann blieb stehen und drehte sich zu ihm um.

»Ja, Herr Doktor?«

»Diese Gutsherrentochter.«

»Ja.«

»Sie ist getürmt, sagt Ihr?«

»Getürmt, ja. Das sollte wohl Beweis genug sein – neben der Gottesbeleidigung, die Ihr gleich zu sehen bekommt. Unser Arzt und der Barbier erwarten Euch. Bald bringen wir das Mädchen unter das Schwert.«

»Herr Walther!«, stieß Schreyer aus, jetzt mit unerwartetem Nachdruck in der Stimme. »Es scheint so, als hättet Ihr Euch schon eine klare Meinung gebildet, noch bevor unsere Untersuchungen abgeschlossen sind, bevor das Gericht getagt hat?«

Der Amtmann riss die vor Erregung feuchten Augen auf – er trinkt viel Wein, notierte sich Schreyer.

»Was heißt das, was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich bin hier«, sagte Schreyer, »um meine Arbeit tadellos bis in die Fingerspitzen auszuführen, wie ich es stets zu tun pflege, versteht Ihr? Sollte ich mit einer vorgefassten Meinung in einen Raum hineinspazieren? Ist das für Euch Wissenschaft?«

Walther antwortete nicht sofort, sondern öffnete die Tür zum Rathaus.

»Mein hochverehrter Herr Doktor Schreyer«, sagte er, »Ihr habt einen guten Ruf.«

»Dessen bin ich mir sehr bewusst«, kam es rasch von Schreyer.

»Ihr macht den Eindruck eines rechtschaffenen, gründlichen Mannes.«

»Alles andere würde mich überraschen.«

»Ich will Euch auf gar keinen Fall im Weg stehen. So, bitte schön, tretet ein.«

Die schweren Rathaustüren fielen hinter ihnen ins Schloss, und Schreyer wurde durch einen Raum geführt, in dem vier Beamte an ihren Tischen saßen und schrieben. Durch diesen Raum gelangten sie zu einer Tür, die ihrerseits in den Rathauskeller führte. Walther öffnete die Tür, und ein unangenehmer Geruch schlug Schreyer entgegen, feucht und stickig. Er atmete tief ein, versuchte dabei, etwas frische Luft zu erwischen, und folgte dem Amtmann die Stufen hinunter.

Sie kamen in den trostlosen Keller.

Walther zeigte in den schmalen Flur und öffnete die Tür zu dem Ort, der aktuell als Leichenhalle diente. Sie betraten einen kargen kalten Raum mit Steinwänden, der allen anderen Rathauskellern ähnelte, die Schreyer bisher besucht hatte. Zwei Herren, der Arzt und der Barbier, warteten schweigend hinter einem massiven Holztisch. Auf dem Tisch konnte Schreyer ein Stoffbündel erkennen.

Er begrüßte den Doktor von Pegau und auch den Barbier und nahm sie in Augenschein. Wechern durfte auf die siebzig zugehen, er hatte einen krummen Rücken, seine rechte Hand zitterte, und unter ein paar blassen Augen saß eine tropfende Nase. Stolz war vermutlich Anfang dreißig, ein Mann mit einem länglichen Gesicht und einer hervorstechenden Nase, insgesamt eine vertrauenerweckende Erscheinung.

Die Männer erwiderten sein Nicken, bedienten sich der korrekten Anrede, und der alte Wechern sagte mit durchweg knarrender Stimme, es sei ihm eine Freude, unter dem berühmten Herrn Doktor Schreyer arbeiten zu dürfen. Stolz pflichtete ihm bei und sagte, er stehe dem hochangesehenen Herrn Doktor Schreyer in allem zur Verfügung. Dazu nickte Schreyer zufrieden.

Er sah sich um. Kaum Licht, keine Fenster. Daraufhin schüttelte er den Kopf und wandte sich an Walther.

»Der Raum ist völlig ungeeignet. Unter gar keinen Umständen kann ich meine Untersuchungen bei diesem Licht oder vielmehr bei einem Mangel desselben durchführen.«

»Aber …«

»Nichts, aber. Mehr Licht, Herr Amtmann!«

»Aber wir haben nicht …«

»Wir haben nicht, gibt's nicht«, sagte Schreyer. »Entweder bringt Ihr das Kind in einen anständigen Raum ein Stock-

werk höher, wo ich die Untersuchung im Einklang mit meinem Mandat durchführen kann, oder ich informiere Zeitz, unter was für erbärmlichen Verhältnissen man hier in Pegau arbeitet.«

»Gut, meine Herren«, sagte er und nickte Wechern und Stolz zu, nachdem sie von einer fülligen alten Frau schließlich in eine nüchterne Stube im Erdgeschoss des Rathauses gewiesen worden waren.

Wie im Untergeschoss thronte auch hier ein Tisch, auf dem Stolz das Bündel mit dem Kind vorsichtig ablegte. Der Barbier trug eine Arbeitstasche bei sich, von der Schreyer hoffte, sie wäre für die bevorstehende Aufgabe mit allem Notwendigen ausgerüstet. Er selbst hatte lediglich seine bescheiden ausgestattete Reisetasche dabei, er war ja nicht aufgebrochen, um eine Leiche zu inspizieren, sondern um seine Tasche mit Büchern von Gleditschs reichhaltigem Sortiment zu füllen.

Noch eine fünfte Person hatte den Raum betreten, ein Schreiber im schwarzen Mantel, dessen rechte Wange mit knotigen Warzen übersät war. Der Schreiber nickte und nannte seinen Namen, bevor er sich ohne ein weiteres Wort ans Tischende setzte.

Schreyer machte ein paar Schritte auf das Tuch zu.

»Mein Name ist Doktor Johannes Schreyer«, sagte er, als ob die Umstehenden dies nicht längst wussten. »Stadtphysikus mit Ausbildung in Jena, und ich wurde hierherbeordert, um dieses Kind zu inspizieren und den Behörden medizinischen Beistand zu leisten, wenn sie den Fall vor Gericht bringen – unter dem Verdacht einer gottlosen Kindstötung.«

Wechern bekreuzigte sich, und Stolz schürzte die Lippen.

»Folglich ist es unsere Pflicht«, sagte Schreyer, »uns exakt an das zu halten, was wir sehen, also die Fakten, die die Leiche vor uns aufweist, die sichtbaren, wie auch die Fakten, von denen sie erzählt, die unsichtbaren, die aus dem Sichtbaren hervorgehen, ja?«

»Unbedingt«, sagte Wechern.

Stolz sagte nichts, er tat sich sehr positiv durch Schweigen und Beobachten hervor, wie Schreyer dachte.

»Wir wollen versuchen«, fuhr er fort, als Jemand, der es gewöhnt war, dergleichen Einführungen zu halten, Einführungen, wie er sie sich von den langatmigen Dozenten aus seiner Studienzeit abgeschaut hatte, »mithilfe jener Kunst, die sich nüchterne medizinische Untersuchung nennt, herauszufinden, ob die Kindsmutter willentlich und bösartig ihre kleine Brut ermordet hat oder ob das Kind im Gegenteil bei der Niederkunft bereits tot war und folglich nie das Licht der Welt erblickt hat. Auf diese Frage wollen wir eine Antwort geben, ja?«

»Ganz entschieden, mein Herr«, sagte Wechern und nickte, wodurch sich ein Tropfen von seiner Nase löste und auf den Steinboden fiel.

Schreyer legte eine Pause ein, um das Zimmer mit andächtiger Stille zu füllen, bevor er weitersprach:

»Merkt Euch folglich, dass Ihr im Dienste der Wissenschaft steht und somit im Dienste der Menschen und somit des Gerichts und im Dienste Gottes, ja?«

Sie pflichteten ihm bei, aber Schreyer konnte hören, wie sich der Amtmann neben ihm räusperte und von einem Fuß

auf den anderen trat. Darauf reagierte Schreyer, indem er übertrieben tief und mit lauten Nasengeräuschen Luft holte, wie es seine Angewohnheit war, wenn seine Frau oder andere anfingen, sich aufzuplustern.

»Ihr notiert alles, was wir sagen, und alles, was wir tun«, sagte er zu dem Schreiber, der nickte und sogleich die Federspitze auf dem Blatt Papier aufsetzte.

»Herr Amtmann?« Schreyer wandte sich an Walther.

»Ja?«

»Bevor ich das Kind inspiziere, benötige ich von Euch ein paar Informationen.«

»Selbstverständlich, Herr Doktor.« Walther räusperte sich und verlagerte sein Gewicht wieder auf den anderen Fuß.

»So«, sagte Schreyer, »sagt mir ohne Nennung von Widerwärtigkeiten und ohne Übertreibung, wo wurde das Kind gefunden?«

»Auf Gut Greitschütz. Gleich hier unten, am Fluss.«

»Wo auf Gut Greitschütz?«

»Im Kräutergarten der Gutsherrin, Herr Doktor. Eine schändliche Frau. Es war im Kräutergarten vergraben, wo die elenden …«

»Wer hat es dort gefunden?«, fiel Schreyer ihm ins Wort.

»Die Köchin – die Köchin, Lehrer Mentzel und ein Knecht.«

»Wann? Wann geschah das?«

»Es geschah am Freitag, gegen neun Uhr abends. Ich habe noch keinen dieser Menschen verhört, darüber werde ich bald mehr wissen.«

Schreyer nickte.

Demnach hatte die Kinderleiche eine Weile in der kalten Oktobererde gelegen und anschließend weitere Tage in einer etwas wohltemperierteren Umgebung zugebracht. Das war tatsächlich besser, als er es hatte erwarten können. Schreyer hatte mehr als einmal Leichen inspiziert, Kinder wie auch Erwachsene, die im Freien gelegen hatten, zur Sommerzeit, von Vogelschnäbeln angepickt, halb von Aasfressern verschlungen, und er hatte mehr als einmal die Leiche Ertrunkener untersucht, grässlich aufgeblasen und ziemlich unangenehm in der Handhabung. Mit einer im Kühllager der Erde vergrabenen Leiche ließ sich besser umgehen. Die Konservierung machte die Arbeit leichter, da man unter der Erde auf nicht viel anderes traf, was den analytischen Blick verkomplizieren könnte, als höchstens ein paar Würmer und Schnecken.

»Außerdem ist es so, Herr Doktor«, kam es von dem eifrigen Walther, »dass die Köchin sich dem Pfarrer von Profen anvertraut hat – Gottlob gibt es in diesem Rattennest wenigstens einen Menschen mit einem Gewissen – ja, sie ist sofort zum Pfarrer gelaufen und hat ihr Herz erleichtert über das, was sie gesehen und gehört …«

Schreyer streckte ihm entschlossen eine Hand entgegen.

»Stopp«, sagte er, »ich will kein weiteres Wort mehr hören. Jetzt sind wir an dem Punkt angekommen, an dem ich das Kind sehen und meine Einschätzungen vornehmen will, und sollten, sobald dies erfolgt ist, Fragen in mir aufsteigen, werde ich diese stellen.«